

32.



PRESSESCHAU 2021

Schaffhauser Jazzfestival
26.-29. Mai 2021
Live aus dem Kammergarn

Check Updates www.jazzfestival.ch



Von oben links im Uhrzeigersinn: Die Schlagzeuginer Béatrice Graf; Jasmin «Jazzmin» Lötscher von Kwadrat; Grünes Blatt um die Sängerin Irina Ungureanu; das Nicolas Masson Quartett.

Peter Pfister



Haufenweise Premierieren

MUSIK Mit dem 32. Schaffhauser Jazzfestival ist die Live-Musik zurückgekehrt in die Stadt. Es tat weh – und wahnsinnig gut. Ein lückenhafter Schnelldurchlauf.

Marlon Rusch

Endlich wieder Live-Musik! Nachdem das Schaffhauser Jazzfestival im Frühling 2020 als einer der ersten Veranstalter Europas entschied, trotz Corona spielen zu lassen und die Konzerte live in alle Welt zu streamen, gab es am vergangenen Wochenende wieder massenhaft Premierieren.

Verschiedene Bandleader sprudelten, erklärten, dass sie hier und jetzt in der *Kammgarn* nach einjähriger Bühnenabstinenz endlich ihr «neues» Album taufen werden, oder jubilierten, dass sie mit ihrer neuen Band gerade ihren ersten Gig überhaupt spielen (der charismatische Grossmeister und Bandleader Heiri Känzig etwa fand aus der Euphorie fast nicht mehr heraus).

Das war wunderbar. Man sass da im Publikum, das zwar mit 50 Menschen klein war, man trug zwar eine Maske und erkannte kaum die anderen Menschen, die Bar war pandemiebedingt zugedeckt – doch durch diese ehrliche Freude und Aufregung, die einem da von der Bühne entgegenschlug, fühlte man sich dennoch irgendwie näher dran an der Musik als sonst. Man hatte das eigentümliche Gefühl, nicht nur zu konsumieren, sondern durch seine blossе Präsenz auch etwas beizutragen.

Mittwoch

Wollte man jemandem das inhaltliche Spektrum des Schaffhauser Jazzfestivals aufzeigen, der Auftaktabend am Mittwoch in der *Kammgarn* würde sich geradezu aufdrängen.

Da war das Trio um den jungen Genfer Schlagzeuger Arthur Hrnatek, der zusammen mit seinem Bassisten einen dumpfen, mit elektronischen Fasern durchdrungenen Teppich ausrollte, auf dem es sich ein Saxophon gemütlich machte. Man hätte die Augen schliessen können, und wenn man sie wieder geöffnet hätte, wäre die Band weg gewesen, mit wohllichem Nachhall verweht.

Dann kam Béatrice Graf, eine Generation älter, experimentelle Schlagzeugerin, Feministin, Klimaaktivistin. Man konnte sie in früheren Jahren auch schon im *TapTab* hören, mit

ihrem New-Wave-Rock-Duo *Ester Poly*. Diesmal steckte sie in einem Skelett-Anzug und hatte ihr Kofferschlagzeug dabei. Sie legte One-String-Guitars zurecht, um darauf einzutrommeln, sie zückte ein Kinderspielzeug-Akkordeon vom Flohmarkt und erzeugte auf ihren alten Plastikkübeln einen Groove, er aus Fernost zu kommen schien.

Den Kontrast perfekt machte dann das Nonett des Gitarristen und Altmeisters Peter Eigenmann, ein Rencontre von Jazzquartett und Bläserquintett. Vorne eine Dirigentin. Das wirkte sehr erwachsen, klassisch, mit vielen Soli virtuos; nach dieser expressiven Béa Graf vielleicht auch etwas behäbig. Oder eben gerade verlässlich?

Das Feld war jedenfalls abgesteckt. Irgendwo ausser Sichtweite. Der neue kantonale Kulturdirektor Patrick Strasser hatte in seiner Begrüssungsrede «anspruchsvolle Musik» erwartet. Er sollte nicht so falsch liegen.

Donnerstag

Am zweiten Tag wieder Kontraste. Wieder mit traumwandlerischem Beginn. Das Trio *Esche* mit präpariertem Klavier, Violine und Kontrabass liess sich ebenso in der Kammermusik verorten wie im Jazz. Im Theater würde man vielleicht von einer Grotteske sprechen. Mitunter fühlte man sich tatsächlich wie unter einem riesigen Baum, auf dem es krabbelt und fleucht.

Es folgte ein kurzes, intensives Zückerli, ein kleines Mysterium: Christian Weber, ein Mann, ein Kontrabass. Man fragte sich, wie er diesem hölzernen Ungetüm all diese Töne entlockt. Weber dürfte vor dem Konzert genauso wenig gewusst haben, was auf ihn zukommt, wie sein Publikum. Dieses staunte. Zu Recht.

Zum Schluss kamen drei junge Herren, um die 50 Maskierten im Publikum wegzutragen in ihr dunkles Universum. Das *Kali Trio* erinnert an Nik Bärtschs *Ronin*; minimalistische, hypnotische Beats werden aufgebaut von Klavier, Schlagzeug und Gitarre, driften auseinander, kommen wieder zusammen. Ja, dieser Schlusspunkt war nun doch etwas brachialer und weniger versöhnlich als am Vortag.

Freitag

Nun wurde es kompliziert. Am Wochenende wurden drei Bühnen bespielt: Die Sängerin Lissette Spinnler und der Pianist Christoph Stiefel spielten Standards im *Rüden*, die *Kammgarn* machte schulterzuckend weiter und im *TapTab* zogen Nachwuchsbands aus der Hochschule Luzern ein, aber nicht wie gewöhnlich nach den Hauptbühnen-Konzerten, sondern parallel. Die Pandemie ist eben doch noch nicht ganz vorbei, Sperrstunde: 23 Uhr.

Nun hatte man also die Qual der Wahl.

Der Entscheid fiel pro Blackbox: *Kwadrat*. Das sei «mehr eine Band als ein Quartett», wurde getuschelt und es klang irgendwie verheissungsvoll. Und dann war es – *das* Highlight. Vier Studis Anfang 20, die klangen wie eine Frühform der Neo-Soul-Band *Hiatus Kaiyote*. Welch gute Energie! Wunderbar verspielt, eine Frontfrau, deren stimmliches Spektrum keine Grenzen zu kennen schien, und wie cool die Bassistin die Saiten zupfte...

Fast verpasste man die aktuellen Superstars der Szene drüben in der *Kammgarn*: den expressiven Schlagzeuger Lionel Friedli, der in allen drei Bands des Abends spielte, den subtilen Pianisten Colin Vallon, Patrice Moret am Bass. Sie spielten im Quartett des Saxophonisten Nicolas Masson ein Set, für das die Musikkritik den Begriff «traumwandlerisch» annektiert hat. Ein Organismus, ein einziger Guss, so hört sich wohl der musikalische Zenit an.

Samstag

Das Konzert des Festivals aber spielte *Grünes Blatt*, die Band um die rumänische Sängerin Irina Ungureanu. Die Gitarre hätte eigentlich der Schaffhauser Urs Vögeli gespielt, doch der ist zwei Wochen zuvor tragisch verstorben.

Die Sängerin zitierte ein Gedicht, zündete eine Kerze an und sagte: «Urs wird für immer Teil dieser Band bleiben.» Danach fand die Band einen wunderbaren Bogen zwischen Schmerz, Trauer und trotziger Energie.

Eine derartige Stille nach den einzelnen Liedern hatte man kaum je erlebt – als traute sich niemand zu atmen.

Bitte keine Bassisten-Witze

Das Jazzfestival Schaffhausen bietet eine Werkschau der Schweizer Szene – und ein Kontrabasserlebnis der Extraklasse.

Stefan Künzli

Schaffhausen ist erwacht. Die frühlinghaften Temperaturen haben die Leute in die Gassen der malerischen Altstadt getrieben, wo am Wochenende die Strassencafés ihren vollen Charme spielen liessen. Auf der Terrasse beim Kammgarn warteten bei fast 20 Grad immerhin vierzehn Vierertische auf die kleine, exklusive Schweizer Jazzgemeinde. Masken waren noch allgegenwärtig, aber ein Gemeinschaftserlebnis war wieder möglich. Die letztjährigen Erfahrungen des Streamings wurden als Ergänzung weitergeführt und verbessert. Überschattet wurde die allgemeine Freude über das wiedergewonnene Festivalerlebnis vom Tod des Co-Leiters Urs Vögeli wenige Tage vor dem Festival.

Urs Vögeli stand für die nächste Generation

«Ein harter Schlag für das Festival», erklärt Co-Leiter Urs Röllin, denn der 45-jährige Vögeli stand für die nachrückende Generation, die weiterführen sollte, was die Gründergeneration in den letzten 32 Jahren aufgebaut hatte. Doch im Sinn von Vögeli wurde die 32. Ausgabe des viertägigen Festivals programmässig durchgeführt. Selbst die Band Grünes Blatt, in der Vögeli als Gitarrist hätte mitwirken sollen, liess sich ihren Auftritt nicht nehmen und widmete das Konzert ihrem verstorbenen Mitmusiker. Es sind tiefertraurige, melancholische Lieder aus Transsilvanien, die die Band interpretiert. Liedhafter Jazz, der vor dem Hintergrund des Schicksalsschlages noch trauriger, noch schwermütiger wirkte und zwischen tiefer Sehnsucht und tiefem Abgrund schwankte.

Den Schaffhauser Festivalmachern ist es auch in diesem Jahr gelungen, aus rund 120 Eingaben und Bewerbungen einen kleinen Querschnitt des aktuellen Schweizer Jazzschaffens zu zeigen, der den Anspruch einer

«Ein harter Schlag für das Jazzfestival Schaffhausen.»

Urs Röllin
Co-Festivalleiter

Werkschau ansatzweise erfüllt. Herausfordernd, gewöhnungsbedürftig, aber umso spannender ist Bubarán, die Band des Posaunisten Andreas Tschopp, die sich den ebenso fremden wie geheimnisvollen Klängen angenommen hat, die vor Jahrhunderten an den Fürstenhöfen der Inseln Java und Bali entstanden. Kaum etwas anderes klingt in unseren westlichen Ohren so schräg wie diese Intervalle der Gamelan-Musik. Trotzdem ist es den fünf Spitzenmusikern mit Tschopp, Matthias Spillmann (Trompete), Bernhart Bamert (Posaune), Ronny Graupe (Gitarre) und Lionel Friedli (Schlagzeug) gelungen, das sperrige Vehikel zum Fliegen zu bringen.

Festival im Festival mit Lionel Friedli

Das ist zu einem grossen Teil auch das Verdienst von Schlagzeuger Lionel Friedli, der an diesem Freitag so etwas wie ein Festival im Festival mit ihm in der Hauptrolle bestritt. Der Bieler Schlagzeuger ist ein Hans-Dampf, ein Alleskönner. Das



Der Mann mit dem Kontrabass: Christian Weber bezwingt das schwerfällige Instrument.

Bild: Melanie Duchene (Schaffhausen, 27. Mai 2021)

Quartett des Genfers Nicolas Masson mit Colin Valon am Klavier ist nach Bubarán Balsam auf die Ohren, aber auch etwas langweilig. Hier ist eher die feinfüh-

lige Seite von Friedli gefragt, aber auch mal diejenige, die aufrüttelt, wenn das Ganze zu glatt und zu gefällig zu drohen wird. Davon ist Heiri Känzigs neue,

hochkarätige Band Traveling mit dem fantastischen Mathieu Michel (Flügelhorn) weit entfernt. Mit ansteckender Spielfreude wagte die Band den Spa-

gat zwischen Arabesken, afrikanischen Grooves und alpinen Klängen. Hier ist Friedli mit Bandleader der Antreiber und Groover. Hochverdient, dass er in diesem Jahr mit dem Schweizer Musikpreis geehrt wird.

Zu den spannendsten Schweizer Bands gehört das Trio Kali mit Raphael Loher (Klavier), Nicolas Stocker (Drums) und Urs Müller (Gitarre) aus dem Umfeld des Minimal-Jazz von Nik Bärtsch. Die repetitiven Elemente entwickelten in langen Bögen zunächst einen unwiderstehlichen Sog. Doch gelang es der Band in Schaffhausen leider nicht ganz, die Intensität zu steigern und die Sogwirkung bis am Schluss aufrechtzuerhalten.

Zu den vielversprechendsten neuen Bands gehört auch Voodooism des Posaunisten Florian Weiss. Sie wird von Pro Helvetia prioritär gefördert und hat gerade ein wunderbares neues Album veröffentlicht. Die piano-lose Band lebt vom Zusammenspiel des Bandleaders mit dem Altsaxofonisten Linus Amstad. Auf der kompositorischen Ebene hat die Band nochmals einen grossen Schritt vorwärts gemacht. Die Band hat grosses Potenzial, doch wünschte man sich noch etwas mehr Mut und Risikobereitschaft. Vor allem Florian Weiss hat alle Voraussetzungen dazu.

Zu einem Höhepunkt wurde, was man vielleicht am wenigsten erwartet hätte. Nicht dass wir nicht um die Fähigkeiten des international gefragten Christian Weber wussten. Doch Bassisten-Witze sind legendär, und allzu oft erwirken an den Konzerten Basssoli einen dramatischen Spannungsabsturz. Was der 49-jährige Kontrabassist aber in seinem 25-minütigen Sololouftritt zeigte, verdient das Verdikt Extraklasse. Es war eine Art Rehabilitation eines unterschätzten Instrumentes, das unter Meister Weber eine unglaubliche Klangfülle offenbart. Nie mehr Bassisten-Witze!

Das Jazzfestival rüstet sich für die Zukunft

Das 32. Schaffhauser Jazzfestival wird als ein ganz besonderes Jazzfestival in Erinnerung bleiben. Es war vielfältig wie immer, die Programmierung hat aus jedem Abend eine stimmige Einheit gemacht, aber es hat sich auch gezeigt: Ein Wandel kommt.

Alfred Wüger

Und nun ist es schon wieder vorbei: das 32. Schaffhauser Jazzfestival. Der Samstagabend begann mit einer witzigen Combo. Florian Weiss' Woodoism hiess sie, und ihr Leader, der Posaunist Florian Weiss, erwies sich erstens als ein Komponist, der die Eingängigkeit der Musik nicht scheute, die er mit Linus Amstad am Saxofon und an der Querflöte, Valentin von Fischer am Bass und Philipp Leibundgut am Schlagzeug vortrug. Ausserdem erwies sich Florian Weiss zwischen den Stücken auch als humorvoller und lustiger Causeur.

Aber zu Beginn liess er erst einmal die Posaune sprechen, indem er das Set solo eröffnete mit einem Stück, das den Titel «Inhale, exhale» trug. Die blusige Stimmung ähnelte ganz entfernt «New Orleans Function» von Louis Armstrong, und auch der Stimmungsumschwung von elegisch zu beschwingt wurde vollzogen. Das war ein starker Beginn des Abends.

Und nach diesem Einstieg erzählte der Leader, wie er sich von einer Holzachterbahn zum nächsten Stück habe inspirieren lassen. «Das Leben ist nicht wie eine normale Achterbahn», erklärte er, «sondern eben wie eine Holzachterbahn, wo es nicht nur rauf und runter geht, sondern dabei auch noch ächzt und knarrt.» Das Stück hiess «Shivering Timbers», und die Musiker gingen die Sache temporeich an. Der Bass spielte repetitive rhythmische Kürzel, darüber solierte Linus Amstad, und man konnte gar nicht anders, als mit dem Fuss zu wippen. Was dann folgte, war eine der schönsten Kompositionen, die an diesem Festival zu hören waren, nämlich die

«Valse des papillons de nuit», die mit einem Duo von Kontrabass und Querflöte begann, in das ein Glockenspiel hineinklang und die Posaune ihre Stimme hauchte. Man lauschte der Musik und erinnerte sich daran, dass Florian Weiss gesagt habe, für die Tanzenden in diesem Stück sei es, als würde sich die Welt um sie herum in Zeitlupe bewegen. Die Musik, die Woodoism spielten, kam von ihrer aktuellen CD «Alternative Reality».

Den Auftritt Urs Vögeli gewidmet

Aber die essenzielle Verlangsamung, die emotionalste Performance, sollte jetzt folgen. Nachdem die Formation Grünes Blatt die Bühne betreten hatte und die Sängerin Irina Ungureanu «Bradule» sang, hätte man eine Stecknadel fallen hören können, derart zog dieses Lied das Publikum in seinen Bann. Der Text, der auf dem Umschlag der gleichnamigen CD abgedruckt ist, lautet in der Übersetzung aus dem Rumänischen – denn alle Stücke, die die Formation vortrug, waren rumänische Volkslieder – so: «Die Tanne wird vom Berg geholt und mit Gesang zu Grab getragen. Immergrün und ewig soll sie weiterleben.»

Auf der Bühne standen neben der aus Rumänien stammenden Sängerin Matthias Spillmann an der Trompete, Vera Kappeler an Klavier und Harmonium sowie am Kontrabass Dominique Girod. Einer fehlte. «Wir widmen das heutige Konzert Urs Vögeli.» Der verstorbene Mitorganisator des Schaffhauser Jazzfestivals hatte als Gitarrist im «Grünen Blatt» mitgewirkt. «Mein Sohn», sagte Irina Ungureanu, «schaute neulich einem imaginären Vogel hinterher und sagte: Tschüss. Komm gut



«Die Tanne wird vom Berg geholt und mit Gesang zu Grab getragen. Immergrün und ewig soll sie weiterleben.»

Florian Weiss' Woodoism überzeugte: Im Bild Valentin von Fischer (Bass) und Linus Amstad.

BILD SELWYN HOFFMANN



Dem Relaunch von Greenwoman gab Claire Huguenin eine zornige Stimme. Lukas König: Drums.

BILD SELWYN HOFFMANN

heim.» Und danach zitierte sie Joseph von Eichendorffs Gedicht «Mondnacht» mit den Versen «Die Luft ging durch die Felder / die Ähren wogten sacht / Es rauschten leis die Wälder / so sternklar war die Nacht // Und meine Seele spannte / weit ihre Flügel aus / flog durch die stillen Lande / als flöge sie nach Haus» und fügte hinzu: «Urs Vögeli wird für immer ein Teil dieser Band bleiben.»

Danach folgte eine phänomenale Darbietung des Liedes «Când toca la radu vodă», ein trotziges und kraftvolles sich Aufbauen des Lebens. An diesem Stück fesselten einen die Melodie, der synkoptierte Rhythmus und das Spiel des Trompeters, dessen Linien schmerzhaft schneidend daher kamen und sich manchmal mit der Stimme der Sängerin, die hier äusserst intensiv zu erleben war, vermischte. Als das Lied endete blieb es eine Weile still im Saal. Es war fast, als getraute sich niemand zu applaudieren.

Aber es blieb nicht still, sondern die Band wurde erst von der Bühne gelassen, nachdem sie eine Zugabe gegeben hatte.

Eine Ballade, «Codrule, bătrănule», bei der noch einmal der ganze Zauber der Stimme von Irina Ungureanu sich entfalten konnte.

Greenwoman Relaunch: zahn

Es folgte die obligate Viertelstunde des Bühnenumbaus. Draussen gab es an der kleinen Bar Erfrischungen und die Möglichkeit zu Gesprächen frei von Masken, und, so gestärkt, ging's wieder in die Halle, um die letzte Band des Abends, Greenwoman – Relaunch, kennenzulernen. So ganz unbekannt waren die Akteure indes nicht. Claire Huguenin hiess die Sängerin, die sich ausserdem als Bassistin, Gitarristin und Blockflötenspielerin entpuppte, Lukas König der Schlagzeuger, und der Pianist war Malcolm Braff, der vor ziemlich genau 20 Jahren die Kammgarn einmal auf eine unvergessliche Art zum Fliegen brachte. Davon war jedoch am Samstag wenig zu spüren.

Zwar legte die Combo recht fulminant los. Und das mit Braff am elektrischen Bass und Claire Huguenin an der E-Gitarre, sodass man denken konnte: «Die Wildheit ist



Widmeten den Auftritt
ihrem verstorbenen
Gitaristen Urs Vögeli:
«Grünes Blatt».

ZEICHNUNG LINDA GRAEDEL

da», aber so war's nur bedingt oder gar nicht. Die Songs, die das Trio darbot, waren zunächst mitreissend, aber irgendwann ging irgendwo das Feuer aus. Und das trotz der wütenden Texte, die zornig ins Mikrofon gesungen und gesprochen wurden.

Und dann war Schluss. Das Publikum verliess zum letzten Mal den stimmungsvollen Saal. Im Durchgang, wo's zum TapTab geht, stand noch eine Traube Leute. Das TapTab hatte dieses Jahr unter der Ägide von Linus Maurmann ein eigenständiges Programm zusammengestellt. Selbstverständlich unter Corona-Bedingungen: keine DJs, nicht mehr als 50 Leute und alle mit Masken.

Und die Zukunft? Das Schaffhauser Jazzfestival entwickelt sich weiter, es wird sich neu erfinden, und es wird weiterhin aus der

Eine Neuorganisation und eine überzeugende Nachfolgeregelung insbesondere von Urs Röllin sind unabdingbar.

GALERIE
Mehr Bilder unter
www.shn.ch/click

Munotstadt hinaus in die weltweite Jazz-Community ausstrahlen. Aber nur dann, wenn es lebt, wenn es leben kann, und wenn es als mittlerweile – nach über 30 Jahren! – zweifelslos etablierte Kulturgrösse weiterhin gewollt wird.

Dafür sind in absehbarer Zeit eine Neuorganisation und eine überzeugende Nachfolgeregelung für die jahrzehntelange Auf- und Ausbauarbeit der Pioniere, insbesondere von Urs Röllin, unabdingbar.

Wenn man darauf zurückschaut, wie das Organisationskomitee die letztjährige und auch die diesjährige Herausforderung durch die Pandemie gemeistert und sich beim digitalen Streaming noch einmal entscheidend gesteigert hat, darf man zuversichtlich sein, dass auch die Herausforderungen der kommenden Jahre gemeistert werden.

Nachgefragt

«Der Live-Stream ist jetzt noch einmal zwei Klassen besser»



Urs Röllin
Organisator des
Schaffhauser
Jazzfestivals

Herr Röllin, was ziehen Sie für eine Bilanz des diesjährigen Festivals?

Urs Röllin: Es war ein Festival, das musikalisch absolut funktioniert hat. Von der Dramaturgie der Abende her, von der Diversität her. Es war ein sehr vitales Festival. Die Programmierung war stimmig. Das ist auch der Ehrgeiz von uns Kuratoren.

Ein Highlight war sicher der Freitagabend. Oder wie sehen Sie das?

Röllin: Da hatten wir tatsächlich die absolute Champions-League der Schweiz auf der Bühne. Es war allerdings auch sehr traditionell und das, was man kennt. Mir selber gefielen die beiden ersten Formationen am Donnerstag, das Trio Esche und der Kontrabassist Christian Weber. Das war sehr cool.

Wie lief es im TapTab und im Rüden?

Röllin: Im TapTab haben die jungen Leute um Linus Maurmann eine hervorragende Arbeit geleistet. Sie haben mich sehr positiv überrascht. Und im Rüden ging auch alles gut.

Was hat sich beim Streaming geändert?

Röllin: Der Stream ist noch einmal zwei Klassen besser als letztes Jahr. Er ist jetzt top und professionell. Die Teams machen einen Superjob.

Die Interviews mit den Künstlern nach den Shows oblagen Michèle Fella und Simon Petermann im Live-Stream. Wie sind Sie mit dieser Neuerung zufrieden?

Röllin: Das ist ein gutes Team. Es sind beides Musiker und beides Radioleute. Sie gestalten die Gespräche im Magazinformat. Die Musiker kommen von der Bühne und gehen zum Interview. Das gibt es in keinem Fernsehen. Das ist ein Mehrwert. Die beiden werden die Gespräche nächstes Jahr wieder moderieren.

Und die Finanzen? Wie gross ist das Loch in der Kasse?

Röllin: Es ist überschaubar. Wir haben viel Unterstützung, aber es werden sicher 20000 Franken fehlen. Im Sommer werden wir eine neue Leistungsvereinbarung für die nächsten Jahre unterzeichnen. Aber wenn ich einmal die Leitung nicht mehr innehabende und Schaffhausen das Festival weiterhin will, dann muss es grosse Veränderungen geben. Die Strukturen müssen professionalisiert werden, sodass jemand angestellt werden kann zu den üblichen Bedingungen. Wir denken über verschiedene Modelle nach.

Muss denn das Jazzfestival immer noch um seine Berechtigung kämpfen?

Röllin: Es soll ja nach über 30 Jahren nicht einfach mein Festival sein. Ich finde, man sollte darüber nachdenken: Wollen wir es? Und wie wollen wir es? Das sind Fragen in der Zukunft.

Sie wünschen sich also ein stärkeres Commitment der Politik?

Röllin: Ja.

Wie geht es mit dem Street-Jazzfestival weiter?

Röllin: Das wird bleiben. Wir denken sogar daran, es auszubauen.

Interview: Alfred Wüger

Der Jazz und das liebe Geld: ein wichtiges Thema

Einmal mehr wurde an den Schaffhauser Jazzgesprächen Tacheles geredet. Schluss mit der Mär der armen, aber sexy Musiker. Was heisst das konkret für Künstler, Förderer und Veranstalter?

Indrani Das Schmid

Am Ende war klar: So geht es nicht weiter. Nicht für die Veranstalter, nicht für die Förderer und schon gar nicht für die Kulturschaffenden respektive die Jazzmusikerinnen und Jazzmusiker. Es braucht ein Umdenken, eine Transformation, einen Umbau. Bei allen Akteuren.

So direkt war selten die Botschaft der Schaffhauser Jazzgespräche, die am Samstag im Kammgarn stattfanden und live übertragen wurden. Das Kuratoren-

duo Anja Illmaier und Matthias Spillmann setzte Themenschwerpunkte: Schublade – Geld/Förderung – Kulturförderung im SRF. Sie zeigten mittels einer Hörer-Umfrage auf, dass Jazz in keine Schublade passt, wenn man ihn nicht von vorneherein darin platzieren würde. Sie luden Expertinnen und Experten ein, zusammen mit dem Moderator Etrit Hasler über Geld zu sprechen und darüber, ob die Kultur im SRF durch deren Transformation unter die Räder komme.

40000 Franken Jahresverdienst

Viele Musikerinnen und Musiker verdienen durchschnittlich 40000 Franken im Jahr. Sie leben in sozialer Unsicherheit und stehen einer oftmals intransparenten Förderlandschaft gegenüber. Hat die Coronazeit dies verändert? Corona zeigt deutlich, wo der Schuh drücke, so

Fabian Gisler (Musiker, IG Musik Basel). Etwa bezüglich der Mobilität und des Honorargefülles zwischen der Schweiz und den Nachbarländern, wirft Barbara Canepa von Pro Helvetia ein. Dass es für die Künstler Projektförderung, aber für die Veranstalter nur Subventionen gebe (Lisa Nolte, Kulturmanagerin), dass es unterschiedliche Arten der Förderung innerhalb der Kantone geben würde und die Kultur meist eine der ersten Sparten sei, bei der der Rotstift angesetzt werde, gibt der Kulturförderer des Kantons Schaffhausen, Roland E. Hofer, zu bedenken. Aber auch, dass «wir uns im Jazz als Lobby zusammenschliessen müssen, um Forderungen durchzusetzen», sagt die Musikerin Céline-Giulia Voser.

Forderungen wie zum Beispiel nach Transparenz der Förderungen seitens der Kantone. Es könne ja nicht sein, dass in Basel beispielsweise über 90 Prozent

der Kulturförderung in die Klassik ginge, man jedoch von sich behaupte, «divers» aufgestellt zu sein, so Fabian Gisler. Ein Grund sei, dass diese Sparte gut organisiert sei und Mindest- und Pauschalsätze habe, erklärt Céline-Giulia Voser. Es sei Zeit, auch im Jazz Mindesthonorarsätze festzuhalten. Die jedoch nur in der Schweiz funktionieren würden, so Barbara Canepa von Pro Helvetia. Ausserhalb der Schweiz würden diese nie bezahlt werden. Damit sei die Mobilität der Künstler eingeschränkt. Und damit ihre Sichtbarkeit. Doch sichtbar zu sein, ist ein Muss für jeden Kulturschaffenden. Auf lokaler Ebene sind hier die Kantone und die Kommunen gefragt, überregional die Veranstalter und die Medien wie das SRF. Während der Kanton Schaffhausen seinen Künstlern nahelegt, mindestens sechs Prozent der Förderung in die dritte Säule zu investieren, um ihnen diesen

Betrag – bei Nachweiss – nochmals für die dritte Säule zu geben, fühlen sich viele Kulturschaffende vom SRF verraten.

Umbau und Transparenz

Schliesslich hatten sich die Künstler für eine Ablehnung der «No-Billag-Initiative» starkgemacht, um dann zu erfahren, dass das SRF gerade im Bereich «Kultur» stark einspart. Das SRF transformiere sich, sagt die Programmleiterin von SRF 2 Kultur, Barbara Gysi. Um auch diejenigen zu erreichen, die nicht mehr linear hören. Das sei ihr Auftrag. Aber darin würden sich ja auch Chancen verbergen. Chancen für die Musiker, sich Wirtschaft und neuen Formen zu öffnen, Chancen, Jazz wieder mehr in die Öffentlichkeit zu rücken.

«Es braucht einen neuen Denksatz – einen Umbau, bei jedem», so Céline-Giulia Voser.

Lionel Friedli lief dreimal zur Hochform auf

Ein Abend mit einem Schlagzeuger – Lionel Friedli – und drei Bands. Von indonesischer Musik über ein intimes bis hymnisches Zwischenspiel bis zu arabischen Klängen reichte das Spektrum. Je länger der Abend dauerte, desto weniger musste man die Musik suchen. Sie packte einen.

Alfred Wüger

Mit Neugierde blickte das Publikum dem gestrigen Freitagabend entgegen, denn der Programmzeitung hatte man entnehmen können, dass in allen drei Bands, die auftreten würden, derselbe Mann am Schlagzeug sitzt: Lionel Friedli. Da dieser kein Unbekannter ist am Schaffhauser Jazzfestival, waren die Habitues vor allem darauf gespannt, wie sich der Ausnahme-Drummer in die jeweils verschiedene musikalische Umgebung einpassen würde. Eines gleich vorweg: Lionel Friedli ist kein Chamäleon, das seine Farbe je nach Hintergrund wechselt, sondern er war eine prägende Figur im Dienste des Kollektivs, in jedem Fall eigenständig, und nicht zuletzt deshalb ist er einer der gefragtesten Schlagzeuger der Schweiz.

«Lionel Friedli ist kein Chamäleon, sondern eine prägende Figur im Dienste des Kollektivs. In jedem Fall eigenständig.»

Die erste Formation des Abends nannte sich Andreas Tschopp Bubaran. Der Leader war an der Posaune zu hören, ebenso Bernhard Bamert. Ronny Graupe spielte Gitarre, Matthias Spillmann Trompete, und wer am Schlagzeug sass, wissen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, jetzt ja schon. Dieses Quintett bediente sich in Fernost, um seinen Sound zu würzen: bei der indonesischen Gamelan-Musik, deren Merkmal unter anderem der Umstand ist, dass sie über Intervalle und Regeln verfügt, die der westlichen Musik und damit auch dem Jazz fremd sind. Posaunen und Trompete sowie Flügelhörn konnten mithilfe von Glissandi die fremden Töne problemlos meistern. Am Anfang ging auch gleich die Post ab, aber bald machte sich doch auch wieder Langeweile breit. Allerdings nicht



Andreas Tschopp an der Posaune, Lionel Friedli im Hintergrund.

BILD MELANIE DUCHÈNE

Der Tanz der Ton-Persönlichkeiten

Lisette Spinnler und Christoph Stiefel verwandeln Standards in Theaterstücke. In denen die Sängerin und der Pianist Ton-Charaktere erschaffen, die sofort in Dialog mit dem Publikum gehen.

Indrani Das Schmid

Ha, und zum Schluss: «50 ways to leave your lover. You. just.slip.out.the.back. Jack», punktiert Lisette Spinnler und lächelt schelmisch, legt ihren Kopf schief und gibt weitere Ratschläge. In einer Art, an der der Komponist Paul Simon seine helle Freude gehabt hätte. Wie das Publikum an diesem Freitagabend im Sorell Hotel zum Rüden. So haben die 22 Gäste diesen Klassiker noch nie gehört. Nicht nur, weil das Jazzduo Spinnler und Stiefel diesen Standard in bester Jazz-Manier verändert. Sondern, weil hier all die Charaktere auftreten, die die Sängerin und der Pianist den gesamten Abend kreierten. Ton-Persönlichkeiten der besonderen Art.

Jeder Ton eine Person

Mag das vielleicht auch nicht beachtet sein, aber diese Session gleicht einem Theater, in dem nur vordergründig Jazzstandards wie «Body and Soul» oder «Little one I miss you» aufgeführt werden. Eigentlich bringt Lisette Spinnler an diesem Abend lauter kleine Ton-Kinder zu Welt. Denen eines gemeinsam ist: Selbstvertrauen und ein eigener Charakter. Da sind die sophisticated angehauchten Vokale, die wie über dem Ganzen schweben, begleitet von quirligen, kleinen, nur angerissenen Kopftönen. Und den zackig punktierten Text-Fetzen. Begleitet werden sie vom Pianisten Christoph Stiefel mit seiner nicht minderen Tonschar. Sie sind ein gutes Team, der Pianist und die Sängerin, die gesungenen wie gespielten Töne. Punkt-

genau bilden sie Ton-Parallelen in «Little one, I miss you» von Cassandra Wilson. Hören aufeinander, geben sich Raum, sodass das dunkel angehauchte «After the rain» vor den Augen auftaucht samt seiner melancholischen Stimmung.

Jeder Ton ist Tanz

Die Sehnsucht, die diesen Song durchzieht, bekommt durch Lisette Spinnler nicht nur eine Stimme, sondern auch einen Körper. Wer ihr live zuschaut, erlebt, wie körperlich ihre Musik ist. Wie intensiv sie die Töne wahrnimmt und umsetzt. Seien es ihre Handbewegungen, die mal eine Trompete, ein Sax oder aber auch ein Klavier nachmachen, seien es ihre ausgreifenden Armbewegungen,

die anzeigen, woher sie die Fülle ihre Phrasen bezieht. Komplett aus sich. Aus ihrer Mitte. Töne mit Raum und Charakter, die in den Raum entlassen werden. Die sich mit den schnellen und gebrochenen Läufen des Pianisten Christoph Stiefel vereinigen, sich von ihnen abwenden und in Dialog gehen. Mit sich selber und mit dem Publikum. Indem sie zum Beispiel in «50 ways to leave your lover» nachsinnen, wie wohl eine Trompete, ein Saxofon darauf auf die Ratschläge reagiert hätten. Die Kunst der Sängerin ist nicht nur ihre feine Textarbeit, ihr sophisticated Mezzo, sondern ihre Wandlungsfähigkeit und das Zusammenspiel mit Christoph Stiefel. Die beiden brauchen keine Jazzband. Sie sind eine. Das Publikum war begeistert.



Lisette Spinnler setzt mit ihrer Art des Jazzgesangs ganz eigene Standards.

BILD MELANIE DUCHÈNE

Ein endloses Driften durch den intergalaktischen Raum

Das Kali Trio setzte musikalisch vor allem auf Reduktion und Repetition, nur gelegentlich streuten die Musiker hier und da ein paar exotische Ideen ein. Diese entschädigten einigermaßen für den etwas ereignislosen Trip.

Düster, bisweilen gar unheimlich, repetitiv und reduziert: Das sind Adjektive, die man nicht unbedingt mit traditionellem Jazz in Verbindung bringt. Sie beschreiben aber den Musikstils des Kali Trios recht genau. Es trat am Donnerstag im Rahmen des Jazzfestivals auf und hob sich damit markant von anderen Jazzformationen ab. Zu Beginn vermochten einen die immer wieder repetierten Klangmuster durchaus in ihren Bann zu ziehen. Ein paar neue Akkorde hier, ein Rauschen und Rascheln da, mischte sich in die kurzen Motive, die lange und noch länger zum Beispiel mit dem Klavier repetiert wurden. So pasierte meist genug, um trotz der ostinaten Themen etwas Interesse zu wecken und ein Abdriften des Zuhörers zu verhindern. Freilich blieb sich dann doch vieles gleich, was auf die Dauer eintönig wirken konnte – zumindest wenn man sich vom abgespacten Klang nicht vollends einullen oder hypnotisieren lassen wollte.

Ein bisschen fühlte sich die Musik an, als treibe man unkontrolliert durch den Weltraum, Sternkonstellationen ziehen langsam, unendlich langsam, an einem vorüber; da ist vor allem schwarzer und leerer Raum. Dann sieht man

für lange. Es machte zum Teil Spass, diesen Klängen zu lauschen, die Frage aber bleibt: Ist dieser künstlerische Ansatz eigenständig genug?

Die Angst vor der Musik ist weg

Bei der zweiten Formation – keine Angst, der Drummer wird nicht wieder vorgestellt – mit Nicolas Masson am Tenor- und am Sopransaxofon, Colin Vallon am Klavier sowie Patrice Moret am Kontrabass – kann man wohl einem der bisherigen Höhepunkte des diesjährigen Jazzfestivals sprechen. Zwar gab es auch hier die eine oder andere Flaute, Passagen von Klavierstimmer-Jazz, wenn sich zu viel vom selben Ton an einem Ort versammelt und dann auch noch die Saiten gezupft werden, aber der Rest war bestechend. Und zwar faszinierte zunächst nicht so sehr, was die vier spielten, sondern wie sie es taten: Es war aus einem Guss. Waren bei Bubaran die Mitmusiker dem Drummer von der Erfahrung her noch nicht vollends gewachsen gewesen, so gaben sich die Spieler um Nicolas Masson sozusagen den Stafettenstab reibungslos weiter. Man bekam das Gefühl: Hier haben die Musiker keine Angst vor der Musik. Es machte Spass, zuzuhören.

Amin Mraihi glänzt an der Oud

Dies gilt auch für die dritte Band des Abends. In seiner Ansage und bei der Vorstellung der Band sprudelte der Leader, der Bassist Heiri Känzig, nur so über vor Freude, wieder live spielen zu können. «Es ist unser erstes Konzert überhaupt mit dieser Band.» Auch er machte mit Traveling Anleihen bei der Weltmusik, für den Weltgeriesten und mit vielen Traditionen vertrauten Bassisten nicht ungewöhnlich, aber er tat es nicht über die Theorie, sondern in der Praxis. So glänzte zum Beispiel Amin Mraihi an der Oud, der arabischen Laute, und das Zusammenspiel von Känzig mit Lionel Friedli gab der Musik, keine Avantgarde, sondern traditionell mehr als einen Boden. Einen fliegenden Teppich nämlich.

Das Kali Trio setzte musikalisch vor allem auf Reduktion und Repetition, nur gelegentlich streuten die Musiker hier und da ein paar exotische Ideen ein. Diese entschädigten einigermaßen für den etwas ereignislosen Trip.



Gitarist Urs Müller und Schlagzeuger Nicolas Stocker des Kali Trios.

BILD MDU

dort, zwischen den altbekannten Gestirnen, einen Sternennebel aufleuchten; ein paar Lichtjahre weiter erblickt man eine Supernova oder gerät in den Sog eines schwarzen Lochs.

Vor allem Vakuum

Diese Momente rechtfertigten, als musikalische Glanzpunkte, immer wieder das lange und scheinbar ziellose Driften, sie liessen aufhorchen und motivierten zum Weiterhören der doch stark in die Länge gezogenen Stücke. Trotz all der gelegentlichen Highlights wünschte sich der Autor mitunter, nicht bloss im intergalaktischen Vakuum unterwegs zu sein, sondern in von exotischen Objekten etwas dichter besiedelten Welten. (tbo)

Zart besaitete Traumsequenzen

Das «Trio Esche» aus Bern hat gestern den ersten Teil des zweiten Jazzfestival-Abends bestritten: In der unüblichen Combo Violine, Klavier und Kontrabass. Geigen-Jazz weit jenseits von Stéphane Grappelli – und eine Herangehensweise, die eine alte Frage aufwirft.

Mark Liebenberg

«Was ist Jazz?», fragt das 32. Schaffhauser Jazzfestival auf seinem Plakat (und im Programmheft). Man kann es so sehen: Es ist eine ebenso offene wie unnütze Frage, auf die es auch nur plakative Antworten geben kann, oder halbschlaue Gegenfragen wie: Was ist Jazz nicht? Man kann es aber auch anders sehen: Natürlich hat die heute produzierte Jazzmusik ihre Wurzeln, ihre Geschichte. In einem geschichtslosen, postdeterministischen Kultur- und Musikzeitalter, in dem Stildefinitionen, Genre-Labels, Herkunfts- und Abgrenzungsfragen als nerdige Schulmeisterien allenfalls milde belächelt werden, dienen derlei Begriffsbestimmungen höchstens noch der groben Orientierung in einem Ozean von Musikproduktion.

Alles kann, nichts muss. Im vielsprachigen musikalischen Babylonturm ist göltig und autonom, was ganz im Jetzt entsteht und die Fetzen des Gewesenen fröhlich sampelt, zitiert, neu arrangiert. Doch wenn die Frage nach der Anknüpfung an tradierte Formen, Stile und Techniken, an definierte musikalische Grammatiken und Sprachbilder, vollkommen unerheblich ist, so könnte man zurückfragen: Warum heisst es dann «Jazzfestival»? Ein Blick in das diesjährige Programmheft der «Werkschau des Schweizer Jazz» lässt dann doch so etwas wie eine minimale Begriffsbestimmung zu: Jazz ist jene zu bestimmten Anteilen improvisierte Musik, die meist auf akustischen Instrumenten und meist ohne viel elektronisches Aufmotzen auskommt, die zwar Anleihen bei allem und jedem machen kann, sich selbst aber jeglichem Korsett, jeder Schublade verwehrt.

Arbeit am eigenen Sound

Dafür, für dieses eklektisch-anarchische Element, steht das Berner «Esche-Trio» des Geschwisterpaars Laura Schuler (Violine) und Luzius Schuler (Piano) und Lisa Hoppe (Kontrabass) geradezu exemplarisch. In punkto Besetzung gibt es kaum Vergleichsmöglichkeiten. Und dass die drei jungen Musiker – die hauptsächlich je eigene, auch solistische Karrieren verfolgen – auch gar kein Interesse haben, nach etwas anderem zu klingen als nach dem, was sie bereits seit der Studienzeit zusammen entwickeln, sampeln, improvisieren und austüfteln, versteht sich von selbst.

Akustische Kammermusik also, die sich diverser Stilmittel bedient – eine richtige Wundertüte. Dass dabei in den gut sechs Jahren gemeinsamer Tourneen so etwas wie ein «Esche»-Sound entstanden ist, kann man durchaus behaupten. «Es ist fast wie ein Traum für uns, hier zu spielen»,



Heute Freitag am Jazzfestival

Kammgarn

■ 20.15 Uhr

Andreas Tschopp
Bubaran

■ 21.15 Uhr

Nicolas Masson Quartett

■ 22.15 Uhr

Heiri Känzig – Traveling

Das Kammgarn-Programm kann auch im Internet verfolgt werden:
www.jazzfestival.ch

Sorell Hotel Rüden

■ 19.00/20.30 Uhr

Lisette Spinnler &
Christoph Stiefel

TapTab Musikraum

■ 20.00 Uhr

Young Generation –
Part one

Das Trio «Esche» mit
Luzius Schuler, Laura
Schuler und Lisa Hoppe
in der Kammgarn.
BILD MELANIE DUCHENE

Kammermusik in unüblicher Besetzung, die sich diverser Stilmittel bedient – eine richtige Wundertüte.

sagt Lisa Hoppe zu Beginn. Und in traumähnliche Klangepisoden hinein zieht einen die nächste Dreiviertelstunde.

Fein zisierte Klangskizzen

Mal sanft, mal zart, mal keck, mal schräg: So liessen sich die Ideenwelten beschreiben, auf die einen das Trio auf seinem neuesten, dritten Album «Unter und über Wasser» auf dem Label Jazzhausmusik (sic!) mitnimmt. Was wie ein schräg verfremdetes Debussy-Trio beginnt, wandert über folksig-tanzhaft durchpulste Miniaturen hin zu schroff dissonanten Grotesken und sehr oft wieder zurück in schwermütig-dräuende Elegien. Das tönt oft wie ein Umhertapsen in den Versatzstücken der sogenannten E-Musik des vergangenen

Jahrhunderts, Modern Jazz inklusive. Laura Schuler imitiert dabei nicht die Jazzgeige à la Stéphane Grappelli, sondern ordnet ihr Spiel der jeweiligen Klangidee unter. Ihr Bruder findet am präparierten Klavier zu einer Bandbreite an feinen perkussiven Akzenten und elegischen Momenten – genau so wie Hoppe am Bass.

Es sind zwar in sich stimmige, fein zisierte, aber auch nie je wirklich ausgelassene Klangepisoden, welche das «Esche-Trio» in seinem Auftritt präsentiert. Der Ruhepuls bleibt konstant: Fast ein wenig hätte man sich gewünscht, jemand nehme mal einen dickeren Pinsel hervor und male für einen kurzen Moment energischere Striche auf die Klingeleinwand.

Was ist Jazz? Ja, das ist Jazz. Auch das.

Von zurückgelehnter Behaglichkeit bis feurig-verspielt

Tobias Bollen

Jede Formation hätte für sich genommen bereits eine beeindruckende Klangwelt erschaffen können, zusammen waren sie doppelt beeindruckend, waren sie doppelt schön. Für das letzte Konzert am Mittwochabend, das im Rahmen des Jazzfestivals abgehalten wurde, spannte das Jazzquartett von Peter Eigenmann mit einem Bläserquintett zusammen und vereinigte sich zu einem Nonett. Beinahe eine Big Band präsentierte sich so den Zuhörerinnen und Zuhörern.

Die luftigen Klänge von Eigenmann, der sich im Alter von 14 Jahren weitgehend selbst das Gitarrenspiel beigebracht hatte, tanzten nicht nur über der unglaublich einfallsreichen und raffinierten Schlagzeugbegleitung von Dominic Egli, sie mischten sich so auch in die hellen und warmen Klänge der Klarinetten, Flöten und Posaunen. Immer wieder verschmolzen die Formationen ineinander und erweckten den Eindruck einer Unterhaltung, in der eine Gruppe von sehr intelligenten Leuten gleichzeitig spricht und einander zuhört.

Gespielt wurden Kompositionen von Trudi Strobi und Carlo Schöb, die ihre Stücke eigens für diese Besetzung komponiert hatten. Die Kompositionen von Strobi passten zur fortgeschrittenen Stunde und zeichneten sich durch eine gewisse Zurückhaltung und Behaglichkeit aus, wobei die Solisten immer wieder Gelegenheit hatten, virtuos und etwas gelöster aus dem entspannten Begleitklang hervorzutreten. Deutlich belebter waren einige von Schöb komponierte Stücke – wunderbar wohlgeklaut und vom Schlagzeug mit raschen, verspielten Rhythmen vorangetrieben. Man ging danach nur ungern ins Bett.

Eindrückliche Klangwanderung durchs Leben

Wie schon am Eröffnungabend besetzte auch gestern ein Solist den zweiten Slot: Diesmal war es der Bassist Christoph Weber. Ohne jede Elektronik öffnete er die Ohren derer, die da lauschten.

Alfred Wüger

Ein Mann, ein Bass – eine interessante Kombination, nicht selten, und wenn man des Basses kleinere Schwester, das Cello, denkt, dann geradezu weltberühmt: die Solosonaten von Johann Sebastian Bach. Vier Saiten, seien sie nun länger oder kürzer, müssen keine Beschränkung darstellen.

Der gross gewachsene Christian Weber passte optisch gut zum Instrument, das er zu Beginn mal zupfte, dann arco bespielte, so, als wolle er die Möglichkeiten, die an diesem Abend für ihn bereitlagen, ausloten. Den Bogen hat er jetzt zur Seite gelegt, befiugert die Saiten oben, unten, überall, rhythmisch mit der Griffhand, während die andere den Bogen, schnell



Wie Hosenträger auf die nackte Haut klatschen die Saiten auf das Griffbrett zurück.

Der konzentrierte
Kontrabass-Solist:
Christoph Weber.
BILD MELANIE DUCHENE

ergriffen, wieder führt. Interessant, wie der Musiker den Bass mit sich selber Zwiesprache führen lässt: rein akustisch, ohne Loop-Gerät und Elektronik!

Dennoch überweg zunächst Geräuschhaftes, ehe Christian Weber das Instrument singen liess und sich an eine musikalische Aussage herantastete. Und dann kam es: das dröhnende Sägen auf einem Ton. Wer schnarcht denn da so laut und knarrt mit dem hölzernen Bett um die Wette? Keine Angst, niemand. Denn die Improvisation des Luzerner Dozenten war vielleicht nicht in allen Teilen klagschön, aber nirgends langweilig. Hat man jetzt ein Fragment aus dem Ländler gehört? Das bluesige Element war präsent: fulminante Passagen. Wie Hosenträger auf die nackte Haut klatschen die Saiten auf das Griffbrett zurück: eine Klangwanderung durchs Leben.

Das ohne Pause durchgespielte Set endete mit «Ghosts» von Albert Ayler. Das war eindrücklich und möglicherweise ein Hinweis darauf, dass die Komposition der Improvisation im Wesenskern doch um ein Mü überlegen ist.



Traurige Nachricht zum Festivalauftakt

Die Eröffnung des 32. Schaffhauser Jazzfestivals war überschattet von der Nachricht des Todes von Urs Vögeli. Er hat das Programm mitgestaltet, und von seiner Spannweite zeugte der erste Abend. BILD MELANIE DUCHENE / 15

Von monotonem dumpfem Trommeln über einen rhythmischen Weckruf bis zum Groove

Die Eröffnung des 32. Schaffhauser Jazzfestivals war überschattet von der Nachricht vom Ableben von Mitorganisator Urs Vögeli.

Alfred Wüger

Das 32. Schaffhauser Jazzfestival ist eröffnet. In einem wunderschön hergerichteten Konzertsaal konnte gestern um 20.15 Uhr Urs Röllin vom Organisationskomitee die rund 50 Personen begrüßen, die den Abend live geniessen durften. «Es ist wunderschön, wieder ein paar Leute zu sehen», sagt er und hiess dann alle die willkommen, die den Anlass via Live-Stream verfolgten. Wie schon letztes Jahr – als überhaupt kein Publikum in der Halle war – kann das Festival abermals weltweit erlebt werden.

Ein bewegender Moment

Dann war es an Regierungsrat und Erziehungsdirektor Patrick Strasser, sein Wort an das Publikum zu richten. «Es gab an der letzten Budgetsitzung einen Antrag», sagte er, «den Beitrag an das Jazzfestival zu kürzen.» Zwar sei der Antrag abgelehnt worden, aber diese Erfahrung zeige: «Um das Schaffhauser Jazzfestival muss immer gekämpft werden.» Anschliessend ergriff noch einmal Urs Röllin das Wort, sagte, das Festival 2021 sei ein ganz besonderes, und Barbara Ackermann nannte den Grund. «Wir beide stehen jetzt nur zu zweit hier oben. Fehlt nicht jemand? Urs Vögeli fehlt, und er fehlt für immer.» Sichtlich bewegt gab sie den Tod des Schaffhauser Gitarristen und Komponisten sowie Mitglied des Organisationskomitees bekannt und sagte: «Wir haben einen sehr guten Freund verloren.» Dass das Festival trotz dieses Verlust stattfindet, sei im Sinne des Verstorbenen, er habe an der Vorbereitung entscheidend mitgewirkt.

Abgehackt und recht monoton

Die Stimmung war gedämpft, als die erste Band des Abends, das Arthur Hnatek Trio aus Genf, die Bühne betrat. Elektronisches Rauschen machte sich breit, Hnatek am Schlagzeug begann einen Beat zu kreieren, Fabien Iannone am Bass und Francesco Geminiani am Tenor-Sax stiegen ein. Eine kontrollierte Musik ohne emotionale Ausbrüche entstand. Der Sound der Gruppe war stark vom dumpfen Grollen der Trommeln des Leaders bestimmt. Beim zweiten Stück, es hiess «Nine B», war der Gesamteindruck der einer Abgehacktheit,



Das Genfer Arthur Hnatek Trio war mit seinem dumpfen Trommelsound recht monoton. BILD MELANIE DUCHENE

ja, das ganze Set wurde monoton – ein Stück der CD heisst notabene «Monotonous». Es zeigte sich, dass die CD besser ist als das, was im Konzert geboten wurde. Ploppende Elektronik machte den Kohl auch nicht fett. Ein Übriges tat eine gewisse melodiose Armut, kurz: Diese Musik war nicht darauf angelegt, ein Feuerwerk zu zünden, was sich darin zeigte, dass die Stücke, wo es feurige Ansätze gab – zum Beispiel «Cinque» aus der Feder des italienischen Saxophonisten – beendet wurden, als sie hätten mitreissen können.

Minimalistische Trommeleien

Mitreissen, das taten dann die minimalistischen Trommeleien auf dem Kistenschlagzeug der Béatrice Graf. Das hatte Kraft, hatte einen Groove, dem man sich nicht entziehen

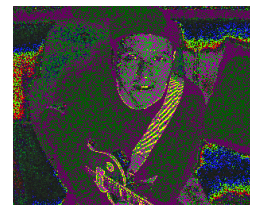
konnte. Stellenweise fühlte man sich an Steve Reich erinnert, den grossen Minimal-Perkussionisten. Auch mit ihrem politischen Standpunkt hielt Béatrice Graf nicht hinter dem Berg: «Last minute call/nature does not compromise/let's get active», dies aus einem Stück, das sie für die Klimabewegung geschrieben hatte. Bis hierher war es der Abend der Trommeln gewesen, der dumpfen zunächst und dann derer, die in helleren Tönen klapperten.

Den Abschluss des Abends gestaltete das Peter Eigenmann Nonett mit einem klassisch und traditionell klingenden Set, mit einem souveränen und entspannten Leader an der elektrischen Gitarre. Hier gab es «jazzige» Arrangements – das, was «man» sich darunter vorstellt – in Hülle und Fülle, sauber und glatt.

Zum Hinschied des Schaffhauser Gitarristen Urs Vögeli

Urs Vögeli wurde am 1. November 1976 geboren. Im Alter von 14 Jahren entdeckte er die Gitarre und krönte seine Leidenschaft für das Instrument mit dem Abschluss seiner Studien an der Musikhochschule Luzern. Dabei legte er einen langen Entwicklungsweg zurück: von Blues und Rock über den Modern Jazz bis zur improvisierten Musik. Neben der Gitarre spielte Urs Vögeli auch Dobro und Banjo. Bald nach dem Abschluss seiner Studien veröffentlichte er mit seiner Band FlyOut eine Debüt-CD mit dem Titel «Not all Birds Play Be-Bop». Ein grosses Echo löste die Band mit dem Album «Songs for the Low» aus. Es besteht aus acht Kompositionen aus der Feder von Urs Vögeli, der in diesen Kompositionen seine Depressionen thematisiert.

Neben dem Quartett FlyOut war Urs Vögeli in der Jazz-Crossover-Band «Ghost Town» aktiv und trat mit dieser Formation 2017 am Schaffhauser Jazzfestival auf, um die damals aktuelle CD «No Depression in Heaven» vorzustellen. Dieses Jahr hätte er mit der Combo «Grünes Blatt» auf der Kammergarnbühne stehen sollen. Am 23. Mai ist der Künstler und Mitglied des Organisationskomitees des Schaffhauser Jazzfestivals gestorben. (Wü.) ■



Der Jazzgitarrist und Komponist Urs Vögeli. BILD SABRINA NEDERER

Kopf der Woche Simon Petermann, selbst Jazzmusiker, moderiert das Schaffhauser Jazzfestival mit

«Das war der Traum, der mir früher unerreichbar schien»

Vor etwa drei Wochen war es so weit: Nach langer Zeit konnte Jazzmusiker Simon Petermann endlich wieder ein Konzert spielen. Seither ist er jedes Wochenende aufgetreten. Diese Woche ist der Berner in Schaffhausen, am Jazzfestival. Aber nicht auf der Bühne, sondern als Moderator. Endlich wieder zu spielen, sei eine extreme Befreiung gewesen, sagt Petermann. «Die Ausgelassenheit, die man nach einem guten Konzert spürt, hat gefehlt.» Musikmachen sei Kommunikation mit dem Publikum. Und Corona verhinderte diesen Kommunikationskanal.

Jazzmusiker zu sein – «das war der Traum, der mir früher unerreichbar schien», sagt er. «Ich hatte das Gefühl, man müsse wahnsinnig talentiert sein, um Musiker zu werden. Und mir schien, ich hätte dieses Talent nicht.» Nach der Matur hatte er eigentlich vor, an die ETH zu gehen und Ingenieur zu werden. Aber daraus wurde nichts. Er machte ein Zwischenjahr: Ein Jahr lang übte er, Posaune zu spielen.



Simon Petermann gestern, am ersten Jazzfestival-Abend. BILD MELANIE DUCHENE

Zur Person

Alter: 38
Wohnort: Bern
Hobbys: Neben der Musik: Meditation, Eishockey, Gemüsegarten pflegen
Aktuelle Lektüre: «Ein anderes Brooklyn» von Jacqueline Woodson
Aktuelle Lieblingsmusik: Jaimie Branch

«Und seither übe ich», sagt er und lächelt. Er studierte Posaune an der Hochschule der Künste in Bern und Musik an der Hochschule in Luzern. Er kam seinem Traum näher, aber Vertrauen darin hatte er nicht so richtig. In seinem Kopf geisterte der Stereotyp des brotlosen Musikers weiter herum. Zehn Jahre ist sein Studium nun her. «Langsam beginne ich, diesem Traum zu vertrauen. Aber der Weg ist lang und hart.» Heute ist er unter anderem Teil der beiden Bands «Moonmot» und «Fischermanns Orchestra», hat etliche Auftritte hingelegt, war auf internationalen Tourneen, hat Alben produziert. «Am Anfang interessieren sich nur wenige Leute für dich, mit der Zeit werden es mehr – irgendwann hat man eine gewisse Reichweite, dann wird es richtig interessant.» Petermann unterrichtet auch an der Swiss Jazz School sowie an der Berner Hochschule für Künste und moderiert die Sendung «Jazz am Sonntag» im Berner Radio Rabe. Diese Moderationserfahrung hat ihn auch

zum Schaffhauser Jazzfestival geführt. Zusammen mit Michèle Fella vom Luzerner Radio 3fach moderiert Petermann den Live-Stream, fühlt die Zeit vor und zwischen den Auftritten. Die beiden geben Vorschauen auf die Jazzabende, stellen die Bands vor, ermöglichen einen Blick hinter die Kulissen. Ausserdem stellen sie diejenigen vor, die am Jazzfestival beteiligt sind, aber nicht auf der Bühne stehen: Techniker, Köche, die Leute hinter der Bar, die Kammergarn als Location. Ein grosser Teil der Moderation sind die Interviews, die Fella und Petermann unmittelbar nach den Konzerten mit den Musikerinnen und Musikern führen. Petermann hat seine Leidenschaft zum Beruf gemacht. Einen Ausgleich zu schaffen sei trotzdem wichtig, um das, was er gerne tue, so lange wie möglich tun zu können. Er meditiert, liest, pflegt einen Gemüsegarten, spielt Eishockey. «Jazzmusiker Marshall Allen ist 97 Jahre alt und spielt immer noch Konzerte. Das ist auch mein Ziel.» (est)

SHN 25.5.21 FRONT

DRITTES STREET-JAZZFESTIVAL

Das Jazzfestival als heiteres Open Air

SCHAFFHAUSEN. Die Sonne hartnäckig am Himmel, drei topmotivierte Bands in der Altstadt und ein Publikum, das sich riesig freute, endlich wieder einmal Musik «live» zu erleben: Das dritte Schaffhauser Street-Jazzfestival hätte es am Samstag nicht besser treffen können. Zu hören gab es Jazz fürs Herz und die Beine, nicht ganz so komplex wie am eigentlichen Jazzfestival, das morgen startet, aber ebenso engagiert und professionell dargeboten. (r.) / 15

SHN 29.5.21 FRONT

32. SCHAFFHAUSER JAZZFESTIVAL

Der lange Abend des Lionel Friedli

SCHAFFHAUSEN. Es ist nicht ganz alltäglich, dass drei völlig verschiedene Bands, die am selben Abend auftreten, auch mit demselben Drummer die Bühne teilen. Genau das aber war gestern in der Kammgarn der Fall. Für Andreas Tschopp Bubaran, für das Nicolas Masson Quartett sowie für Heiri Känzig Traveling sass der Bieler Tausendsassa an den Trommeln. Und war, so prägend er für jede Combo war, doch nicht dominant. (Wü.) / 20

SH NACHRICHTEN FRONT 31.5.21

JAZZFESTIVAL SCHAFFHAUSEN

Die Neuorganisation steht bevor

SCHAFFHAUSEN. Abgesehen von einem Minus von rund 20 000 Franken ist Urs Röllin, Organisator des Schaffhauser Jazzfestivals, zufrieden. Am Wochenende war die 32. Ausgabe zu Ende gegangen. «Wir hatten die absolute Champions League der Schweiz auf der Bühne», so Röllin. Bei aller Freude muss jetzt aber nach vorne geschaut werden. Wenn das Festival weitergeführt werden wolle, seien grosse Veränderungen notwendig, so der Organisator. (r.) 14+15

Der Jazz in den Strassen kitzelt die Seele

Nach dem Dauerregen in der Nacht auf den Samstag schien am Morgen um elf, als das dritte Schaffhauser Street-Jazzfestival auf die Minute pünktlich anfang, die Sonne. Die Menschen genossen die musikalischen Intermezzi so zahlreich wie vor Ausbruch der Pandemie.

Alfred Wüger

Alle die, die in der Nacht auf den Samstag den Dauerregen gehört hatten, mochten sich gefragt haben, wie sich das wohl anlassen würde, am andern Morgen um elf, wenn auf dem Fronwagplatz das dritte Schaffhauser Street-Jazzfestival steigen sollte. Nun: Die Sonne schien!

Auf die Sekunde pünktlich legten sie dann los, die sieben jungen Musikerinnen und Musiker, die unter dem Namen «Jump&Jive» antraten. Flavia Frey (Gesang), Isabella Bleisch (Saxofon, siehe auch «Nachgefragt» rechts), Max Weber (Posaune), Peter Leder (Gitarre), Jakob Reitlinger (Klavier), Leander Schöpfer (Kontrabass) und Kaspar Hafner (Schlagzeug) schafften es mühelos, dass sich sofort ein grosserer Kreis von Passantinnen und Passanten bildete. Und das Zuhören lohnte sich. Vor allem Gitarrist Leder liess aufhören, aber auch die Sängerin und die Saxofonistin. Im Grunde ist es falsch, Einzelne hervorzuheben, denn das Kollektiv überzeugte.

Dass vom Mohrenbrunnen her die Alphornklänge von Lisa Stoll, die dort im Rahmen des Abstimmungskampfs um die Agrarinitiativen auftrat, sich in die Balladen

«Die Sängerin hauchte: «Softly as a Morning Sunrise» ins Mikrofon. Das passte. Obwohl es da schon Mittag war.»

der Jazzer schmiegt, war eher bizarr. Man nahm es mit einem Lächeln zur Kenntnis, jemand meinte: «Soll das Alphorn doch hierherkommen und mitspielen.»

An der Ecke zur Rathauslaube war eine einheimische Combo am Werk: der Pianist Joscha Schraff mit Marton Juhász am Schlagzeug, Niculin Janett am Saxofon und Pino Zortea am Elektrobass. Dieses Quartett zu loben hiesse Wasser in den Rhein tragen, denn Schraff hat sich schon in vielen Formationen bewiesen. Wer sich durch das Marktgetümmel zum Tellenbrunnen vorkämpfte, wurde dort von einer weiteren Luzerner Workshop-Band empfangen, die einen ausserordentlich geschmeidigen und federnden Sound und ein tolles Zusammenspiel an den Tag legte. Sängerin Anastasija Stanojevic hauchte: «Softly as a Morning Sunrise» ins Mikrofon. Das passte. Obwohl es da schon Mittag war.

Das Schaffhauser Street-Jazzfestival hat sich also etabliert. Es war mit den Händen zu greifen, wie froh und glücklich die Menschen waren, die den Fronwagplatz sowie die Vorgasse derart belebten, als würden wir uns nicht durch Corona-Zeiten seuchen. Man bewegte sich wieder einmal unbeschwert. Die meisten mit Maske. Dass ein Ruck durch die Stadt ging, ist sicher nicht allein dem Jazz zuzuschreiben, aber der Ruck wäre weit weniger genussvoll gewesen, wenn der Jazz gefehlt hätte.



Aus dem Luzerner Workshop direkt auf den Schaffhauser Fronwagplatz: «Jump & Jive».

BILDER MICHAEL KESSLER

Nachgefragt

«Das goldene Instrument, das so schön trötet ...»



Isabella Bleisch
Saxofonistin im
Workshop-Septett
Jump & Jive

Was hat Ihre Band im Jazzworkshop der Jazzschule Luzern erarbeitet?

Isabella Bleisch: Wir haben uns die alten Songs aus der Swing-Ära angehört, Lindy Hop zum Beispiel, und versuchen, sie so authentisch wie möglich wiederzugeben.

Was spielte der Workshopleiter Roland von Flüe für eine Rolle?

Isabella Bleisch: Er hat uns die Songs gebracht und sie uns als Inspirationsquelle erschlossen. Diese Musik gehört mit zum Ursprung. Wir wollen uns damit auseinandersetzen. Auch in der Band hat es Leute, die Lindy Hop tanzen. Ich selber kannte das nicht so sehr.

Sie spielen Saxofon. Es gibt nicht viele Frauen, die das tun.

Wie kamen Sie dazu?

Bleisch: Es gab in der Schule einmal einen Instrumentenparcours, und ich fand: «Dieses goldene Instrument, das so trötet, das will ich unbedingt einmal spielen.»

Wie lange studieren Sie schon?

Bleisch: Seit zwei Jahren. Das Studium geht drei Jahre bis zum Bachelor, dann noch einmal zwei bis zum Master.

Was ist Ihr Ziel?

Bleisch: Ich bin noch für alles offen und kann mir auch vorstellen, einmal zu unterrichten, um den Jungen den Weg zu zeigen. Ich wäre aber auch daran interessiert, als selbständige Musikerin in einer Formation Karriere zu machen.

Und was würden Sie spielen, wenn Sie frei wählen könnten?

Bleisch: Ich habe gern moderneren Jazz, aber vor allem spiele ich unglaublich gern in einer Big Band, wo man nicht an der Front ist, sondern Teil eines grossen Ganzen.

Wie war es für Sie, hier in Schaffhausen auf der Strasse zu spielen?

Bleisch: Es hat sehr viel Spass gemacht, und die Musik ist auch gut angekommen.

Interview: Alfred Wüger

«Die machen das sehr gerne, und das spürt man auch»



Ursula Noser
«Das ist Schaffhausen, das ist urban», sagt die zierliche Dame auf dem Fronwagplatz, wo «Jump&Jive» Swing-Klassiker zum Besten geben. Auch ein Alphorn hört man. «Das müsste jetzt nicht sein. Ich habe gern Alphorn: in den Bergen.»



Roland und Gerda Merkt
«Ich höre im Grunde keinen Jazz», sagt Roland Merkt. Dass eine Band gerade neben dem Stand der Merkts Standards spielt, stört die beiden indes überhaupt nicht. «Unsere Tochter Miriam hat Trompete gespielt in der Musikschule.»



Alina Zamalieva Sutz
«Ich höre im Alltag nicht viel Jazz», sagt die ausgebildete Opernsängerin. «Die Musik hat mir sehr gefallen. Was die jungen Leute hier gespielt haben, sendet viel Energie aus. Die machen das sehr gerne, und das spürt man auch.»



Monika und Ernst Reich
«Ich finde es hier beim Tellenbrunnen wunderbar», sagt er, nachdem er applaudiert hat. «Diese Musik gibt einen ruhigen Soundteppich, der sehr gut tut. Wir waren schon oft am Jazzfestival. Dieses Jahr werden wir es wohl am Fernsehen mitverfolgen.»



Beatrix Puskar
Sie filmt gerade mit dem Handy, als wir sie ansprechen. Und antwortet auf Englisch. «Ich bin zum ersten Mal in der Schweiz und in Schaffhausen.» Sie ist in Begleitung ihres Schwiegervaters, lebt in London und ist von der «tollen Atmosphäre mit Jazz» überrascht.